

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

38 (14.2.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 14. Februar 1925

Vom Okkultismus

Von Curt Amend.

Wir machen im Leben des Menschen und im Leben der Völker nur zu oft die Wahrnehmung, daß ein ganz bestimmter Vorzug des Charakters auch immer gleichzeitig einen ganz bestimmten Nachteil bedingt. Der Tiefe und Innigkeit des deutschen Gemüts steht die Neigung gegenüber, sich abzuschießen von jenen Wirklichkeiten, die man einmal mehr oder minder das Interesse der übrigen Welt beherrschen. Kommt dann dazu noch wissenschaftlicher Hochmut und akademische Engstirnigkeit, so kann es passieren, daß unser Volk hinter Erkenntnissen zurückbleibt, die anderswo schon längst zum Rüstzeug der Wissenschaft und zum Allgemeinut des populären Wissens gehören. So haben z. B. die beiden bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, Freud und Einstein, im Ausland einen sehr viel stärkeren Anklang gefunden, als bei uns im Reich. Und das Gleiche gilt vom Okkultismus.

Während man in Frankreich, England, Italien und Amerika dieses Gebiet schon längst rein wissenschaftlich bearbeitete, glaubte man in Deutschland in den Kreisen der Wissenschaft diese Dinge ruhig ignorieren zu dürfen. Von unter her, aus dem Volke selbst, das sich auch bei uns in Deutschland allmählich für diese Fragen zu interessieren begann, ist dann die Wissenschaft gezwungen worden, ihre Aufmerksamkeit auch dem Okkultismus zuzuwenden. Es geschah jedoch im allgemeinen ungerne und zögernd genug. Aber an der Tatsache selbst, daß der Okkultismus heute auch in Deutschland Gegenstand wissenschaftlichen Interesses ist, läßt sich nicht mehr rütteln.

Okkultismus ist die Wissenschaft und die Lehre von den sogenannten geheimen, besser ausgedrückt: noch unerforschten Kräften im Seelenleben des Menschen und in der Natur. Streng zu trennen ist er vom Spiritismus, der an „Geister“ glaubt, und zwar in einer Form, die schon deshalb nicht brauchbar ist, weil sie solchen Erscheinungen, welche sich mit den beschränkten Mitteln der menschlichen Sinne noch nicht einwandfrei erkennen lassen, rein menschliche Voraussetzungen und Bedingungen unterstellt. Soweit es sich beim Spiritismus um wirklich beglaubigte Erscheinungen handelt, lassen sie sich ohne weiteres dem Forschungsbereich des Okkultismus angliedern. Was dann noch übrig bleibt an unverbürgten oder schlecht beglaubigten Mitteilungen, das wird man einstweilen jener Atmosphäre zuweisen müssen, in welcher nicht die Freude am Erforschen und Erkennen, sondern die Lust am Phantastischen und Spukhaften, am Aufregenden und Sensationellen ihr Szepter schwingt.

Okkultismus ist eine durchaus ernste und wissenschaftlicher Beschäftigung zugängliche Angelegenheit. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß es eine ganze Reihe von seelischen Kräften und seelischen Betätigungsmöglichkeiten gibt, die ihrer Eigenart nach noch nicht eindeutig erklärt und bestimmt sind und demnach der Arbeit des Forschers unterliegen. Greifen wir z. B. die Fähigkeit des Hellsehens heraus, also die Fähigkeit, Dinge, die sich in der Zukunft ereignen werden, vorherzusagen oder Ereignisse zu erraten, die sich ganz fern von dem mit hellseherischer Kraft begabten Menschen abspielen! Daß es Menschen mit solcher Begabung gibt, unterliegt heute gar keinem Zweifel mehr. In einer Periode, die rein materialistisch dachte und das Wort des Dichters, daß es der Geist ist, der sich den Körper schafft, verachtete, hat man alle Mit-

teilungen über Fälle des Hellsehens einfach als Sumbig beiseite geschoben. Heute denken wir schon rein grundsätzlich ganz anders über diese Dinge.

Die große Wendung wurde aber f. St. nicht vom Okkultismus als damaliger Zweigform theosophischer Sektiererei vollzogen, sondern von der medizinischen Wissenschaft, speziell von der Hypnose und der Hypnotisierlehre. Beim Hypnotisieren sah man, daß sich im Hypnotisierten unter Umständen Fähigkeiten (z. B. des Tastsinnes) entwickeln ließen, die man unter normalen Umständen als „wunderbar“, als „Wunder“ schlecht hin bezeichnet hätte. Und doch hätte ein rücksichtsloses Eindringen in die Wissenschaft von der menschlichen Seele, in die Psychologie, jedem aufmerksamen Beobachter schon immer zeigen müssen, daß es Momente geben kann, in denen sich z. B. die physische Kraft eines Menschen, die für gewöhnlich über eine gewisse Höhe nicht hinausgetrieben werden kann, geradezu Unglaubliches vollbringt. Aber auch die Geistesgeschichte ist nicht arm an Beispielen, wo sich die Begabung für irgendeine intellektuelle Tätigkeit bis zum „Wunder“ erhebt.

In Zukunft wird man überhaupt mit diesem Worte „Wunder“ vorsichtiger umgehen müssen. Es wird lediglich als ein Begriffswort gebraucht werden können, das übermäßig gesteigerte Leistungen des Geistes oder des Körpers oder noch nicht genau erforschte Naturvorgänge bezeichnet. Dagegen wird es seinen alten Begriff, den Begriff des Übernatürlichen verlieren. Das ist ja gerade die höchste Errungenschaft des Okkultismus, daß er das Wunder im alten Sinne abtut und nur noch die Möglichkeit unerforschter Kräfte übrig läßt.

Alles ist letzten Endes natürlich. Sonst wäre es nicht da. Und auch die feinsten Schwingungen des Geistes, der Seele, sind natürlich. Sonst könnten sie nicht wirken. Offen bleibt immer nur die Frage, ob wir sie mit den an sich sehr unvollkommenen Werkzeugen unserer Vernunft und unseres Gefühls irgendwie erkennen können.

Ebenso einschneidend wie die Forschungsergebnisse der Wissenschaft von der Hypnose waren die der Hysterielehre. Man machte folgendes Experiment: Einem hysterischen Menschen wurde im Zustand der Wachsuggestion eingegeben, daß man ihm mit einer brennenden Kerze die Hand verbrannt habe. Das gleiche Experiment wurde noch häufiger bei Hypnotisierten versucht. Und was zeigte sich nun? Es bildeten sich an der berührten Stelle Brandwunden, und zwar Brandwunden, obwohl eine faktische Verbrennung gar nicht stattgefunden hatte. Hier war es also in der Tat der Geist, nämlich die Einbildung des betreffenden Menschen gewesen, die eine körperlich wahrnehmbare Veränderung hervorrief.

Bekannt ist auch der Fall der Hysterieforschung, daß eine hysterische Person, um in einer Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, plötzlich über Zahnschmerzen klagt und diese Zahnschmerzen dann nicht etwa bloß simuliert, sondern faktisch hat. Die Beweise dafür, daß die Einbildung sinnlich wahrnehmbare Veränderungen schaffen kann, lassen sich beliebig vermehren.

Wie weit hier die Möglichkeiten gehen, wie weit also das, was wir Geist und Seele nennen, imstande ist, mit den Augen und den Sinnen wahrnehmbare Veränderungen zu erzeugen, das ist noch eine Frage, die von der wissenschaftlichen Forschung im Lauf der Jahrhunderte beantwortet werden wird. Endgültig wird diese Antwort jedoch in Anbetracht der menschlichen Unvollkommenheit nie sein.

Daß im Menschen eine Reihe unerforschter und ungekannter Kräfte bestehen, bewies unter anderem auch Indien, das Land der Fakire und Yogis. Man kann ruhig die größere Hälfte aller indischen Zauberkunststücke auf Taschenspielererei zurückführen; wobei übrigens festzuhalten ist, daß auch der Taschenspieler über geistige und manuelle Fähigkeiten verfügen muß, die für den normalen Menschen ans „Wunderbare“ grenzen. Ganz zweifellos aber ist es, daß ein erheblicher Teil der gut beglaubigten Leistungen indischer Fakire und Yogis entweder auf Suggestion beruhen, also auf der systematischen Ausbildung einer Kraft, deren Wesen gleichfalls bis vor kurzem noch als wunderbar galt, oder tatsächlich auf ganz eigenartige geistige Fähigkeiten zurückzuführen sind, wie sie eben der Yogi nach den strengen Vorschriften seiner Lehre, Vorschriften einer unerhörten Selbstdisziplin und Selbsterkämpfung, erwirbt. Die furchtbaren Martern, die sich der indische Asket auferlegt, sind nur durch solche Fähigkeiten zu erklären. Daß aber derartige Martern überhaupt ertragen werden können, das hat auch wieder die Wissenschaft von der Hypnose und die von der Hysterie gelehrt.

Jedenfalls folgert aus all dem bisher Gesagten, daß der Okkultismus, aufgefaßt als die Wissenschaft von den bisher unerforschten, falsch als unnatürlich bezeichneten Kräften im Menschen und in der Natur, nicht nur sehr reale Grundlagen besitzt, sondern auch die ernsteste Anteilnahme aller Gebildeten verdient. Es wird sich dann sehr bald zeigen, daß die Schauer der Angst, mit welchen viele noch dem Okkultismus gegenübertraten, durchaus nicht berechtigt sind, daß es vielmehr nur der Schauer der Ehrfurcht sein kann, mit welchem man diesen Erscheinungen begegnet, diesen Erscheinungen, die ja letzten Endes nichts anderes sind, als neue Offenbarungen der göttlichen Unendlichkeit.

Das Schembartlaufen

Ein Fastnachtsbrauch in alter Zeit

Von Hans Otto Becker

Zu den charakteristischsten und interessantesten Fastnachtsbräuchen des ausgehenden Mittelalters gehört das Schembartlaufen im alten Nürnberg, von dem uns auch der größte Sohn der Stadt, Hans Sachs, in seinem „Schönparlspund“ berichtet. Das Schembartlaufen (später korrumpiert in Schönbartlaufen) ist eins der wenigen Feste, das die Zünfte als solche feierten. Wir wissen von dem Schafflerzanz der Böttchergesellen in München, vom Metzgersprung in den Fischbrunnen ebenda, vom Umzug mit der langen Wurst in Königsberg, vom Schifferstechen in Ulm. Das Schembartlaufen war eine Maskenbelustigung der Metzgerzunft in Nürnberg, wurde später aber auch von anderen Handwerkszünften oder bürgerlichen Genossenschaften ausgeführt, denen die Nürnberger Metzger das Recht der Ausübung verkauften. Ursprünglich hatten die Metzger das Privilegium dieses Mummen-schanzes als Lohn für die Treue der Metzgerzunft bei dem Aufstand des Jahres 1348. Damals empörten sich die Zünfte gegen den Rat der Stadt. Catilinarische Exzesse hatten eine Verschwörung gegen die Patrizier angezettelt, die zwar der Regierung verraten wurde, aber diese suchte ihr Heil in der Flucht, worauf der Pöbel, dem alle Herrlichkeiten versprochen worden waren, das Regiment in der Stadt übernahm. Er plünderte das Rathaus, die Häuser der Patrizier und Juden, mißhan-

Karlsruher Konzerte

Im Mittelpunkt der Woche stand ein Sonaten-Abend von Adolf Busch (Violin) und Rudolf Serkin (Klavier), dessen besonderes Kennzeichen eine unaussprechbare Präzision und geistige Konzentration des Zusammenspiels waren. Kein Raum entstand in der Zwiepsprache der beiden Instrumente, ein wundervolles Gleichgewicht, bis zu den kleinsten Partikeln und stillistischen Feinheiten der Auffassung durchgeführt, sicherte eine selten geschlossene Vortragweise. Aus der Nebeneinstellung der prominenten Spieler wurde eine innerliche Verbundenheit. Darin lag die unumstößliche Größe und — man kann ruhig sagen — phänomenale Bedeutung des Abends. Man wird kaum den Gestaltungskreis von Bachs f-moll-Sonate oder von Beethovens G-dur-Sonate (op. 30 Nr. 8) so beglückend und formal vollendet hören. Namentlich bei dem Beethovenwert ergaben Begeisterungsfreudigkeit und jugendlicher Schwung, ohne je aufdringlich zu wirken, im Grunde mit dem eminenten Musikertum dieses Violinuos eine ungewöhnlich lebendige und plastische Darstellung. Sehr viel rhythmische Energie und ungebrochen gesunde Kraft wurde auch den beiden Instrumenten der umfangreichen Vortragssfolge zuteil. Schuberts Introduction und Variationen über ein eigenes Thema (op. 140), in denen er den erlaubten Trieb eines Selbstzweckes anwendet, müten heute freilich mehr als gute Unterhaltungsmusik von mittlerer Schwierigkeit denn als absolutes Meisterwerk an, dem man im Rahmen gerade eines solchen Konzerts doch wohl ausschließlich begegnen möchte. Auch hatte der Geiger, merktlich durch eine „Indisposition“ seines Instrumentes gehindert, einige Mühe, das einschmeichelnd Seelenvolle in seiner dankbaren Romantik reiflos zu enthüllen. Überhaupt scheint Buschs Naturell in den letzten Jahren sich mehr und mehr hinter akademischer Borntheit und referiertet Mühe zu verbergen, ganz augenscheinlich zumindest da, wo er selbst zugleich als Komponist auftritt. Über seiner eigenen Violin-Sonate G-dur op. 21, die er noch zur Erstaufführung

brachte, liegt zudem unverkennbar ein stiller Protest gegen alles Neue, das Werk ist in bewußtem Antagonismus zu den Zeitströmungen entstanden und hält sich, etwas eigenförmig und daher bis zu gewissem Grad auch unfruchtbar, auf der Regierlinie. Wie aber schon nicht alles pures Gold ist, was uns als Kadische aus Regers eigener Werkstatt vorgelegt wird, so haben auch nur die Wenigsten unter den Regernachfolgern, denen Busch zweifellos als Komponist zuzugählen ist, wirklich Wertvolles zustande gebracht. Bei aller Hochachtung vor dem technischen Können wird man immer bedauern, daß ursprüngliches Rustantentum sich zuweilen gänzlich von der Hyper-trophie des Regerschen Klavierspiels erlösen läßt. Diese Sonate von Busch und auch andere Werke, die ich von ihm kenne, machen leider keine Ausnahme. Die Entwicklung ist über solches konservative Rustik, die allenfalls in der schnell wechselnden Affordit eine gewisse Modernität bekundet, längst hinaus; zwar gehören auch derlei Kompositionen pitanten Reiz, solange ihr Autor lebt und sie womöglich durch eigene Interpretation zu propagieren sucht. Daher hatte die brav am vierfingigen Ban der Wiener Klaviers festhaltende Robitüt auch hier achtbaren Erfolg; zumal die mitunter recht komplizierte Schreibweise durch Busch und den feinnerwigen Serkin eine klanglich tadellose Auffassung erfuhr. Der Eintrachtsaal bot an diesem 4. (letzten) Meisterkonzerte der Konzertdirektion Kurt Reußfeld den erfreulichen Anblick einer fast alle Plätze und die ganze Galerie füllenden Zuhörerschaft.

In einem Konzert des Instrumentalvereins interessierten vor allem zwei orchesterale Erstaufführungen. Musikdirektor Th. Kunz brachte da eine allerliebste uralte und doch so junge Overtüre von Mozart, das Vespier zur Oper „Lucio Silla“, die Weidmannen 1772 in Mailand herauskam. Das längst vergessene Werk verdient auch musikhistorisch wegen seiner Stellung vor „La finta giardiniera“ und nach „La finta semplice“ erneut Beachtung. Beide schein die Aufführung nicht die ganze Overtüre zu bieten, so daß man sich kein vollkommen

klares Bild machen konnte. Zum ersten Mal wurden darauf zwei Sätze aus einer Serenade von Heinrich Hofmann gespielt, einem zu seiner Zeit sehr produktiven Komponisten, dessen Werke aber heute allerfalls noch in Klavierschulen zu finden sind. Auch diese Serenade ist nicht lebenskräftig, doch hat sie den Vorzug, sehr langsam zu sein. Der Instrumentalverein hatte sich damit eine Aufgabe gewählt, die er seinen Kräften gemäß auch ganz trefflich bewältigen konnte. Daß ausgerechnet Mozarts Jupiter-Sinfonie am Ende des Programms erklang, war allerdings für den Referenten wiederum Grund genug, den Saal vorzeitig zu verlassen. Als Solistin war Lina Holzwarth genannt, die mit sehr bescheidenen Mitteln versuchte, einer Handbellarie und diversen Klavierliedern Leben einzuhauhen. Das Publikum applaudierte mit offener Begeisterung, ernsthaft kritisch kam aber zu dem Resultat, daß an dieser Sopranstimme gar Manches erst in ganz unzureichender Weise ausgebildet ist, daß es auch an musikalischer starker Subjektivität noch erheblich mangelt. Immerhin ist ein Wort der Anerkennung, das zu eifrigem Belustigung ermuntert, am Platze. D. Sch.

Zeitschriftenschau

Roland. Das sechste Heft des von Franz Blei herausgegebenen „Roland“ enthält wiederum eine Reihe aktueller und interessanter Aufsätze, die von namhaften Autoren verfaßt sind. Alle wichtigen Dinge des Lebens, von der Politik bis zur Mode, werden von einem keineswegs alltäglichen Standpunkt aus betrachtet, so daß dem denkenden Leser immer wieder neue Anregung geboten wird. Der von Albus geschriebene handelspolitische Teil nimmt auf die jüngsten volkswirtschaftlichen Ereignisse Bezug. Zahlreiche Illustrationen begleiten auch diesmal das Heft. (Verlag Dr. Enstler u. Co. H.-G., Berlin).

delte die Frauen, zerhäufte das Gerate, verbrannte die Schulscheine, lärmt und gedächte und setzte eine Revolutionsregierung, bestehend aus den Häuptern der Auführer, ein. Da diese aber Zuchtlosigkeit zeigte und da der Handel und Verkehr litt, griff Kaiser Karl der Vierte ein. Er rückte mit Heeresmacht vor Nürnberg, das sich kampflös ergab, worauf die Empörer bestraft und hingerichtet wurden, nachdem ihre Herrschaft nur ganze zwölf Tage gedauert hatte. Die alte Regierung der Patrizier wurde wieder eingesetzt.

Dieser politische Urführung der Lustbarkeit geriet im Laufe der Zeit in den größeren Volkskreisen sicher in Vergessenheit, und es ward aus dem Schembart ein Fastnachtsvergnügen, bei dem auch dem Mutwillen keine Zügel angelegt wurden. Hans Sachs hat freilich in seinem „Schönparlspruch“ die politische Bedeutung des Volksbrauchs nicht vergessen, er war ja als fleißiger Forscher gewohnt, allen Dingen auf den Grund zu gehen; und so hat er auch den einzelnen Teilen des Fastnachtsfestes ihre Beziehungen auf den Ursprung gegeben. Weitere Quellen sind auch die alten Nürnberger „Schönbart-Bücher“, die vor allem Abbildungen der prächtigen phantastischen Trachten bringen, die bei dem Fest üblich waren. Immer mehr stieg der Luxus bei den Kostümen und dem sonstigen Gepränge. Wie die Kleider bei diesem Mummenfanzug sich vom Einfachen zum Kostbaren entwickelten, schildert ein Gedicht:

„Ihr Kleidung erstlich leinen war,
Darauf schlechtllich gemalt gar,
Und über lang trugens Parchant,
Sernach von gut Willen Gewand,
Endlich luf er auch in Atlas,
Und je länger je köstlicher was.“

In den 70 Jahren von 1450 bis 1520 wurde, mit Ausnahme von 13 Jahren, in denen besondere Umstände obwalteten, jede Fastnacht das Schembartlaufen abgehalten. Dann findet wieder eine Pause von 1525 bis 1539 statt, die ihre Erklärung in den aufgeregten Zeiten der Reformation, des Bauernkrieges, der Wiedertäufer, Bilderstürmer usw. findet; religiöse, politische, soziale Gegensätze waren aufgegriffen, schroff standen sich die Parteien gegenüber, Ausschweifungen mancher Art fehlten nicht, und so hatte der Rat der Stadt Nürnberg einzelne Jahre lang die alte Lustbarkeit eingestellt, so daß sie schon fast der Vergessenheit anheimgefallen war. Allein im Volk regte sich wieder der Wunsch nach einer Erneuerung, und so ließ der Rat diese 1539 zu.

Betrachten wir nun einmal ein solches Fest. Die Teilnehmer, Käufer genannt, trugen eine charakteristische Tracht. War die Tracht des ausgehenden Mittelalters in ihrer schreienden Buntheit und sonstigen Eigentümlichkeiten schon eine richtige Narrentracht, so ist dies das Kostüm der Schembartläufer erst recht. Im Jahre 1449, aus dem die älteste vorhandene Abbildung stammt, war die Grundfarbe des Kleides weiß, auf der ganzen rechten Seite mit grünen Verzierungen, der Hut gleichfalls grün. Hielfach war die Tracht geteilt, d. h. rechts und links verschiedenfarbig: braun und gelb, mit verschiedenfarbigen aufgesetzten Puffen und Ripen; ober rechts gelb mit grünen Puffen, links braun und weiß. Die Farbe des Hutes richtete sich nach den Grundfarben des Kleides. Wie aber andere Trachtbilder zeigen ein Kostüm in hellorange, mit violetten Ripen, die Oberarmel gelb; ein Kostüm halb rot, halb weiß; oder eines ganz weiß, aber rechter Armel und Hut blau, bei einem anderen grün. In jedem Jahre wechselte die Kleidung, aber innerhalb eines Jahres war sie bei allen Schembartläufern gleich. Übereinstimmung in allen Jahren herrschte darin, daß jeder Teilnehmer einen Leibgürtel mit Schellen trug und ebenso Schellen um die Knie; die Schellenmode ist ja überhaupt ein Charakteristikum der spätmittelalterlichen Tracht. Alle Käufer trugen eine Karbe vor dem Gesicht. In der einen Hand führten sie einen hölzernen Spieß, in der anderen die sog. „Quaste“, die aus zusammengepreßten Eschblättern bestand; damit verschafften sich die Käufer Platz beim Andrang des Volkes. Ihr Gegenstück in unserer Zeit findet die Quaste in der Britische. Mitunter war die Quaste mit einer Borrichtung versehen, die Finger darans hängen ließ, wie wir aus alten Bildern sehen können.

Die Zahl der Schembartläufer schwankte in den einzelnen Jahren zwischen zwanzig und hundert oder mehr Teilnehmern. Ihrem Zug liefen Narren voraus, die aus Säcken Mist unter die Menge warfen. Hans Sachs gibt dem Schembartlauf folgende Deutung: das Laufen mit seinem ungebärdigen Wesen sollte den aufrührerischen Sinn und die Gewalttätigkeit der Empörer von 1348 darstellen. Vom Rathaus liefen sie nach der Fleischbrücke und wollten damit darstellen, daß sie die Metzger holen wollten. Dann ging der Lauf durch viele Straßen der Stadt und er endigte vor dem Rathaus, wo das Sinnbild der Empörung, die sog. „Höll“, verbrannt wurde. Die Höll war ein phantastisch gepunkteter Wagen, der durch die Straßen mitgeführt wurde und in buntem Wechsel bald ein Schiff, Burg, Turm, Schloß, Drachen, Elefant, Narrenhaus, Garten usw. darstellte. Die Höll machte der Erfindungsgabe der Nürnberger Industrie ebensoviele Ehre wie die bunten Kostüme der Käufer. War nun die Höll vor dem Rathaus verbrannt, dann hatten die Schembartläufer Narrenfreiheit. Sie führten in den Schenkeln der Stadt Fastnachtschwänke auf, trieben in den Straßen ihren Unfug, der oft nur mit Mühe zu bändigen war. Dagegen war es eine feine Sitte vornehmer Bürgeröhne, daß sie, dem Zug der Käufer vorausreitend, ausgeblasene, mit Rosenwasser gefüllte Eier den aufschauenden holden Mädchen zuwarfen, die an den Fenstern sichtbar waren.

Das Schembartlaufen von 1539, das nach der vierzehnjährigen Pause wieder zugelassen wurde, sollte das letzte sein. Der Mutwille der Leute konnte keine Grenze, und so verpödete man mit der „Höll“ den lutherischen Prediger Pfander. Es mag sein, daß der Mann durch sein Leben und seine Gewohnheiten Anstoß erregte und Anlaß zu Nachreden gab, aber noch mehr Argerniß gab die Art und Weise, wie Pfander verhöhnt wurde. Er wurde auf dem Schiffe stehend dargestellt, vor sich das Brettspiel, das ja so viel verurteilt wurde, und neben sich zwei Teufel, die ihn in dem Spiel unterrichteten; im Mastkorb des Schiffes steht ein Sternguder. Pfander war Prediger an der Lorenzkirche, und daher erregte der Angriff gegen ihn großes Argerniß. Die zur Aufrechterhaltung der Ordnung bestimmten „Sanktleute“ dieses Schembartlaufens, die Herren Jakob Mussel Joachim Tegel und Martin von Klauen, wurden dafür verantwortlich gemacht, und der Rat der Stadt Nürnberg verbot künftig das Volksfest überhaupt. Eben dieses letzte Schembartlaufen von 1539 schildert uns Hans Sachs.

Seuer ist noch — mit Recht mit Rücksicht auf den Ernst und die Not der Zeit — öffentliches karnevalistisches Treiben an Fastnacht verboten. Dafür mag einmal ein Blick in die Kulturgeschichte des deutschen Volkes Ersatz bieten.

Fritz Strich: Deutsche Klassik u. Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*

Selten hat ein streng wissenschaftliches Werk einen so schnellen und großen Erfolg wie Fritz Strichs Vergleich zwischen deutscher Klassik und Romantik. Strich hat sich damit eine Führerrolle in der deutschen Literaturwissenschaft errungen, die ihm auch von methodisch andere Wege gehenden Kollegen freudig und neidlos zugestanden wird. Das Geheimnis seines Erfolges, der sich damit bedient, daß sein Werk in kaum über Jahresfrist in zweiter fast ums Doppelte vermehrter Auflage erscheinen kann, liegt einmal darin, daß er mit Beherrschung aller Einzelforschung die beiden bedeutendsten Epochen unseres deutschen Geisteslebens, Klassik und Romantik, in umfassender Synthese zur begrifflichen Gestaltung bringt, weiter, daß diese Gestaltung in einer meisterlichen Ausdrucksform zum ästhetischen Genuß wird und schließlich, und darin liegt sein Hauptverdienst, daß er diese Synthese auf neuen Bahnen phänomenologischer Wesensschau gemann, wodurch er, ähnlich wie Heinrich Wölfflin für die Kunstgeschichte, Grundbegriffe der Literaturwissenschaft herausgearbeitet hat, die für die Zukunft richtunggebend und fördernd wirken werden; ähnlich wie O. Walzel, dessen Forschungsarbeit jüngst an dieser Stelle betrachtet wurde, geht auch Fritz Strich dem Formproblem nach, wobei er mit außerordentlichem Geschick den Zusammenhang von äußerer und innerer Form aufweist genau nach dem Goethewort:

„Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.“

So wird ihm die Literaturgeschichte zur Stilgeschichte, zur Geschichte des Stils, der mit Notwendigkeit den Stoff von innen heraus, schon von der Apperzeption her nach seinen eigenen Gesetzen gestaltet und gerade deshalb bei zwei wesentlich entgegengesetzten Epochen auch zwangsläufig zu polar entgegengesetzten Auffassungs- und Ausdrucksformen gelangt. Damit betreibt Strich Literaturwissenschaft als phänomenologisch begründete Stilgeschichte.

An dieser Grundlage seines Wertes, das mit bewundernswürdiger Kühnheit diese neu erzugene grundsätzliche Erkenntnis eigener wissenschaftlicher Methodik auf die beiden Hauptepochen unserer Literatur anwendet und mit Erfolg anwendet, brauchte die Neuaufgabe nichts zu ändern. Zweifellos gibt es verschiedene Wege der Methodik, und Fritz Strich dürfte wohl der letzte sein es zu leugnen, die zu wertvollen Ergebnissen in unserer literaturwissenschaftlichen Forschung führen. Aber Strichs Methodik darf das Verdienst für sich beanspruchen, den viel behandelten Epochen deutscher Klassik und Romantik neuen Sinn abgefragt zu haben, tiefer in sie deutend hineingedrungen zu sein als je zuvor. Besonders wertvoll erscheint mir die Entschiedenheit, mit der Strich den Stilgegenstand beider Epochen betont und herausarbeitet, obwohl doch eine nahe gedankliche Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit gerade gegenwärtig dazu neigt, das Trennende zurückzuschieben und beide Epochen als einheitliches Ganzes, als Goethezeit zu betrachten. Korffs großangelegtes Werk über den Geist der Goethezeit ist ja leider bis jetzt über den ersten Band noch nicht hinausgediehen, aber wenn die beiden folgenden Bände das Versprechen des ersten erfüllen sollen, dann werden sie sich mit Strichs Werk auseinandersetzen, dessen Ergebnisse vorwerten müssen.

In der gegen früher ums Doppelte vermehrten Einleitung gibt Strich in geistvoller tiefhörender Erörterung die Grundbegriffe seiner Stilgeschichte. Der oberste Grundbegriff menschlicher Kultur ist ihm die Ewigkeit, die selbst aber wieder in die beiden Grundideen der Vollendung und Unendlichkeit sich zerteilt. Diese aber als Zielsetzungen schaffenden Geistes bestimmen den Stil. Der Stil der Vollendung ist die Klassik, der Stil der Unendlichkeit die Romantik, wobei Strich mit geistvollem Feingefühl christliche und Dionysische Romantik von einander scheidet. Die beiden Grundformen der Stilgeschichte, die sich in der Geschichte immer wiederholten und wiederholen werden, finden eine besonders glückliche Ausprägung

* Ein Vergleich, 1924, zweite vermehrte Auflage, München, bei Meyer und Jessen, S. 411.

in unserer klassischen und romantischen Periode. Bei einem synthetischen Denker wie Strich ist trotzdem nicht zu befürchten, daß er in schroffer Gegenüberstellung beider Stilformen den ewig fließenden Lebensstrom übersehen würde. Strich weiß zu gut, daß geprägte Form sich lebend entwickelt. Ausdrücklich behandelt er daher in besonderem Kapitel die Synthese. Bei aller notwendigen und überaus ergebnisreichen analytischen Untersuchung bleibt doch stets oberstes Ziel seiner Methode, zu zeigen, „wie eben alles, auch das kleinste Element, aus einem einzigen Zentrum fließt. Wie in jeder Einzelheit die ganze Seele liegt.“ Allerdings beobachten wir das öfteren, daß Strich in dem gewiß berechtigten Streben nach größtmöglicher Deutlichkeit Ergebnisse seines „Erkenntnis“ in allzu scharf zugespitzter Prägung darstellt. Ich würde darin gegenüber der in ästhetischen Diskussionen so häufig herrschenden unklaren Verwaschenheit nur Begrüßenswertes sehen, wenn ich sein Buch nur als Abbild von Erkenntnisformen wertete; da ich es aber vor allem als grundlegend schätze zur Betrachtung weiterer stilgeschichtlicher Forschung, so fürchte ich die Gefahr solcher zur Einseitigkeit verleitenden Präzisionen. Andererseits darf ein solches Werk wohl den Anspruch erheben, nicht nur flüchtig gelesen, sondern gründlich durchgearbeitet zu werden, wobei dann von selbst die oberflächlichsten Blick erscheinenden Einseitigkeiten der Formulierung sich von selbst in jene erstrebt und erreichte Synthese auflösen und eingliedern. Das beste Beispiel hierfür bietet die Erörterung über Hölderlin, dessen Stellung zu Klassik und Romantik immer wieder problematisch erscheint. Gerade in der Richtung der Verbeulung des Vorgebrachten bietet außerdem die vorliegende zweite Auflage willkommenen Gewinn durch Einfaltungen bedeutsamer Erörterungen, ohne damit aber die grundsätzlichen Erkenntnisse zu verflachen.

Die ganze Untersuchung erscheint zunächst formalen Art, und zweifellos liegt in der begrifflich-kategorialen Stilbestimmung Zweck, Ziel und Hauptwert des Buches. Aber schon die Kapiteleinteilung: „Grundbegriffe — Mensch — Gegenstand — Sprache — Mythos und Reim — innere Form — Tragik und Komik — Synthese“ zeigt, daß neben dem Formproblem auch Stoff und Gehalt in ihrer kategorialen Bedeutung gefaßt werden, vor allem aber, daß die Dichtung in unmittelbare Beziehung zum Leben gesetzt wird, daß auf Grund der zunächst erfolglosen Bestimmung kategorialer Lebensformen des Menschen die entsprechenden Kunstformen abgeleitet werden. Da durch schreitet die logisch-begriffliche Erörterung über ästhetische Untersuchung zu erkenntnistheoretischen Zielen. Damit gibt Strich tatsächlich Geistesgeschichte. Demgegenüber muß jede kleinliche Verteilung von Einzelheiten verstimmen. Strich verdient vollen Dank jedes Geisteswissenschaftlers, ja, jedes kulturell Interessierten.

Prof. Dr. Karl Holl.

Das neue Naturheilverfahren

Manche Leute behaupten, wir ständen nicht vor einer Wandlung; er ärztlichen Heilwissenschaft in der Form, wie sie heute vorwiegend gehandhabt wird. Man läßt dabei die medizinische Forschung als solche und die Erzeugnisse derselben, der Chirurgie durchaus gelten. Aber schon bei der Chirurgie, also der Heilmethode, die vor allem mit dem Messer arbeitet, trennen sich die Wege: die einen schmören noch auf das gegenbringende Messer des Operateurs, die anderen, moderneren wollen den operativen Eingriff nur auf ganz bestimmte, wenige Fälle beschränkt wissen und halten sich lieber an die natürlichen Heilmittel, wie sie im Menschen selbst, in seinem Blut und seinen Säften, und in der Natur zu finden sind. Also Homöopathie und Naturheilkunde gegen die bisher allein herrschende Allopathie und Chirurgie!

Die großen Heilerfolge der Homöopathie und des Naturheilverfahrens sind nicht mehr zu bestreiten. Und auch die Anhänger der bisherigen wissenschaftlich abgemessenen Heilmethode müssen diese Erfolge anerkennen. So befinden wir uns zurzeit mitten in einer Auseinandersetzung der Anschauungen. Hoffentlich kommt für die trank und leibende Menschheit etwas wirklich Gutes aus dem Streite heraus.

Wenn wir persönlich des Glaubens sind, daß die Zukunft mehr der Homöopathie gehören wird, so haben wir dafür Argumente; aber wir wollen niemand zwingen, sich zu der gleichen Ansicht zu bekennen. Jeder soll selber seine Erfahrungen machen. Er wird dann schon sehen, was ihm am besten kommt. Notwendig ist es aber, daß die Öffentlichkeit noch mehr als bisher über die Möglichkeiten und Erfolge der Homöopathie und des Naturheilverfahrens aufgeklärt wird.

Wir haben nun an dieser Stelle das große, in seiner Art grundlegende Werk „Homöopathie“ von Dr. C. Stauffer besprochen. Heute möchten wir mit allem Nachdruck auf die Neuaufgabe des bekannten Werkes „Das neue Naturheilverfahren“ von F. C. Witz aufmerksam machen (Verlag F. C. Witz, Dresden-Madebn). Es besteht aus zwei Bänden, die sich in zwölf Abschnitte gliedern. Die Krankheiten und ihre Behandlung nach dem neuen Naturheilverfahren sind alphabetisch geordnet. Zahlreiche Illustrationen begleiten den Text und erlauben uns eine Art praktischen Anschauungsunterricht. Der zweite Band enthält eine Nährwerttafel, sodann eine Aufzählung der Krankheiten und ihrer Behandlung auf homöopathischem Wege und schließlich einen Abschnitt über Gynäkologie. Ein medizinisches Fremdwörterbuch ist dem Text beigegeben.

So ist die neue Auflage des „neuen Naturheilverfahrens“ so umfassend wie nur irgend möglich. Der Text ist sehr klar und anschaulich geschrieben. Der Preis ist, da das Werk ja in alle Kreise Eingang finden will, verhältnismäßig niedrig. Wir können es aufs wärmste empfehlen, ohne damit der bisherigen ärztlichen Heilmethode, soweit sie wirklich Erfolge aufzuweisen hat, zu nahe treten zu wollen.

C. A.